

Selbstvorstellung

Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz

Wie maßgeblich das Detail sein kann, so unscheinbar es zunächst auch wirken mag, ging mir erstmals auf, als ich, vier oder fünf Jahre alt, unter Johannisbeerbüschen lag und durch die Zweige in den Sommerhimmel sah – ohne auf das Nest roter Waldameisen zu achten, das sich eben dort befand, wo ich mich ausgestreckt hatte. „Der größte Dichter kennt nichts Kleinliches, keine Nebensächlichkeiten“, schreibt Walt Whitman in der Vorrede zu seinen *Grashalmen*. Das wußte ich damals noch nicht; aber daß der Blick ins Große die Aufmerksamkeit für das Winzige einschließen sollte, was für die Naturwissenschaften wie für die Lyrik gleichermaßen gelten dürfte, wurde mir an jenem Augusttag in den siebziger Jahren schmerzhaft bewußt: eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen und eine Einsicht, die ich, wie später so viele andere, meiner Schwester verdanke, die das Tuch unter den Büschen, über dem Nest, für mich ausgebreitet hatte, mit Spannung das Unausweichliche erwartend. Ich bin in Hamburg zur Welt gekommen, habe aber nördlich davon Kindheit und Jugend verbracht, da, wo noch vor der Sonne die Rapsfelder aufgehen und zu leuchten beginnen und schwarzweiße Kühe die höchsten Erhebungen sind; in einer holsteinischen Kleinstadt, deren Alter noch am Verlauf ihrer Straßen abzulesen ist, aus der jedoch, vom eischaumweißen Wasserschloß abgesehen, viele alte Gebäude verschwunden sind; in einer Straße, in der ungewöhnlich viele Seefahrer im Ruhestand lebten. Ich bin, darf ich also sagen, unter Kapitänen aufgewachsen, auch wenn Ost- und Nordsee ein Stück entfernt waren, unter weißbärtigen Männern, deren Nachnamen Barsch und Dorsch waren und nach Fisch zu duften schienen, schweigsame Hünen, die mich von Madagaskar und Kuba träumen ließen und nach und nach die Witwen in unserer Straße ehelichten. Tag für Tag sah man sie die Hunde ihrer Gattinnen ausführen, ruhig und imposant an den Vorgärten vorbeikreuzend, mit einem Südwind im Rücken an den gepflegten Rasenflächen vorübergleitend, vor sich das straff gesetzte, weiße Focksegel eines Königspudels. Wichtiger als meine norddeutsche Herkunft dürfte hier und heute allerdings sein, daß mein Stammbaum mütterlicherseits in Mainz wurzelt, bei einem Großvater, der es fern vom Rhein nicht aushielt, den Karneval nur am Radio zu verfolgen, und deshalb den nächsten Zug bestieg, und bei einer Großmutter, die ihm kurzerhand nachreiste, um ihn, maskiert und verkleidet, einen Abend lang zum Narren zu halten.

Entsteht der Wunsch, sein Leben schreibend zu verbringen, durch das vertraute Klappern der Schreibmaschine aus dem väterlichen Arbeitszimmer nebenan, das man Nacht für Nacht beim Einschlafen zu hören sich sicher sein darf, unterlegt mit dem Duft von Pfeifenrauch? Möglich ist es. Doch spielt in meinem Fall auch eine Rolle, daß ich schon früh Zugang zur gut sortierten Bibliothek meiner Eltern hatte, beide Verehrer der Literatur: Mein Vater, Professor für Strafrecht, der seine Dissertation über das *Verbrechen bei Dostojewski* schrieb, und meine Mutter, die Englisch und Französisch unterrichtete und mir schon früh ihre mit Bleistiftnotizen versehene Ausgabe der *Sämtlichen Dichtungen* von Rimbaud auslieh – die sie bis heute nicht zurückverlangt hat. Da ich die ersten literarischen Offenbarungen dem Werk von Lyrikern verdankte, fand ich bei ihnen meine Vorbilder und Lehrer: die Romantiker und die Frühexpressionisten, rasch auch die englischsprachige Dichtung, Dylan Thomas, Stevens, Williams, Auden und Ted Hughes, nicht zuletzt auch die irische Dichtung von Yeats bis Heaney, was mich schließlich zu einem Studium der Anglistik und über

Hamburg ans *Trinity College* in Dublin führte – wo ich nicht nur mit dem Übersetzen begann, sondern auch leibhaftige Dichter als Dozenten hatte. Der Dubliner Poet Brendan Kennelly war einer von ihnen und beeindruckte mich nicht nur mit seinem Kenntnisreichtum und der gesammelten Weisheit des Praktikers, sondern auch mit seinen unorthodoxen Lehrmethoden. Am letzten Tag des Semesters, früh um acht, erzählte er, statt den Beckett aufzuschlagen, von einem Pub in Dublins Norden, der schon morgens geöffnet habe, merkte an, daß nichts von Poesie verstehe, wer nicht auch zu trinken wisse, warf einen Fünfund-Pfund-Schein auf den Tisch und sagte:

Get drunk.

Ich habe nie wieder so viel über Lyrik im allgemeinen und die Gedichte Samuel Becketts im besonderen gelernt wie in den folgenden vier Stunden. So beschwingt und gestärkt folgte ich meiner großen Schwester und Georg Heym nach Berlin, wo ich seither lebe. Seltsam, wie eine Reihe von Zufällen im Rückblick als folgerichtige Entwicklung erscheint: der Hamburger Kommilitone mit Gipsbein, der meine Gedichte las und mich einlud, an der Publikation einer Literaturschachtel mitzuwirken – die wir dann ein Jahrzehnt lang betreuten und durch die ich so viele der Dichter kennenlernte, mit denen ich heute noch befreundet bin: der Lektor eines angesehenen Verlags, der Ende der neunziger Jahre einer Lesung beiwohnte und mir nachher eröffnete, man plane eine neue Lyrikreihe und suche noch einen jungen Autor. Schon das summiert sich zu mehr als dem Quentchen Glück, das jedem Menschen zustehen sollte – ganz zu schweigen von der Entdeckung, daß es tatsächlich Musen gibt, daß sie gelegentlich gar die Ringe mit einem tauschen und bereit sind, gemeinsam eine Wohnung im Berliner Stadtteil Neukölln zu beziehen. Daß ich mich dort seit zehn Jahren dem widmen darf, was mir die Essenz aller Literatur zu sein scheint, dem Gedicht nämlich, dazu Übersetzungen englischsprachiger Lyrik, auch Essays und Rezensionen – ich hätte es mir nicht träumen lassen, als wir Mitte der Neunziger in Süddeutschland eine unserer Schachtelungen abhielten. Schon vorher hieß es, die elegante ältere Dame hinten im Saal sei eine berühmte Lokalgröße, Gründerin des bedeutendsten hiesigen Rotlicht-Etablissements. Um so verblüffter war ich, als just diese Dame nach der Veranstaltung auf mich zukam: Es habe ihr ausgesprochen gut gefallen, besonders meine Stimme sei ganz ausgezeichnet; wenn es also mit den Gedichten mal nicht mehr so gut laufe, sei ich herzlich eingeladen, als erotischer Telefondienstleister bei ihr anzufangen – ein Angebot, auf das ein Bartleby'sches „I would prefer not to“ die einzige denkbare Antwort war, aber doch ein aufrichtiges Kompliment. Wie hätte ich auch ahnen können, daß einem Verfasser von Gedichten ungleich größere, anregendere und unverfänglichere Ehrungen zuteil werden können? „Der glücklichste und freieste Mensch ist der Wissenschaftler, der die Natur befragt, und der Künstler, der sie bewundert“, sagte der amerikanische Dichter Robinson Jeffers einmal. Für Ihre Einladung, einer Akademie anzugehören, die all diese glücklichen Freien unter einem Dach vereint, in der Ameisen, Johannisbeeren und himmlische Phänomene gleichermaßen bedacht und betrachtet werden, möchte ich Ihnen danken.

Jan Wagner, Sinn und Form, Heft 5, September/Oktober 2014